

# Dem Exil, dem Hohn zum Trotz

Sajid Hussain als Literat

Sajid Hussain

**In Heft 3-2020 haben wir einen Nachruf auf Sajid Hussain verfasst. Nachfolgend eine Kurzgeschichte des Autors, die seine literarische Kunstfertigkeit pointiert zum Ausdruck bringt. Es ist der momentan einzige deutschsprachige Text von ihm.**

Die Geschichte meines Exils begann an dem verhängnisvollen Tag, an dem ich von der Leidenschaft für Literatur heimgesucht wurde. Alle meine Lieblingsautoren schienen einmal im Exil gewesen zu sein: Marquez war es und Kundera auch. Einige hatten es sich mit der Regierung verscherzt, andere mit der Armee. Als ich in ihre Fußstapfen trat, endete mein bis dahin sorgloses Leben. Wäre mir die Gefahr bewusst gewesen, die meine Marquez-Gefolgschaft bedeutete, hätte ich mich niemals darauf eingelassen. Natürlich glaubte ich, dass die Kritiker einmal vom „Marquez der Belutsch-Literatur“ schreiben würden, wenn einer von uns berühmt werden sollte.

Was macht man nicht alles Blödsinniges, wenn man jung ist. Ich hatte einen Freund, der immer einen Stein in seiner Tasche trug und ihn ständig an seiner Stirn rieb, weil Mithun Chakraborty<sup>1</sup> in einem Film ein rotes Mal auf der Stirn hatte. Mithun verschwand in der Versenkung, aber die Delle auf der Stirn meines Freundes blieb.

Deshalb ist es besser, statt Schriftsteller Filmstars zu verehren. Ein Cousin von mir bewunderte Sanjay Dutt und betrieb Bodybuilding. Ich war nur noch mit Franz Kafka beschäftigt, trank zwanzig Tassen Tee und rauchte zwei Packungen Zigaretten täglich. Schließlich litten fast alle großen Autoren an einem Ulcus. Ein Mensch, der ein Geschwür in Kauf nimmt, um Schriftsteller zu werden, schreckt auch nicht davor zurück, den Weg ins Exil auf sich zu nehmen. Also setzte ich seit meiner Jugend alles daran, etwas so Bedeutsames zu schaffen, dass meinen Feinden keine andere Wahl bliebe, als mich ins Exil zu verbannen. Es heißt ja, wo ein Wille ist, ist ein Weg. In seinem Großmut wies mir der Allmächtige den Weg zur Belutschischen Studentenorganisation und gewährte mir die Gnade, mein Land verlassen und ins Exil gehen zu dürfen.

Wohlgemerkt: Seit ich im Exil lebe, bin ich zur Zielscheibe von Anschuldigungen und Sticheleien aller möglichen Leute geworden. Wenn sich einer in Kalatok den Magen verdorben hat, bekommt man zu hören: „Ihr badet

in Europa im Luxus, während die Belutschen hier bittere Not leiden.“

Diese Art der Kritik endet immer mit derselben Ermahnung: „Vergiss nicht, dass du dein Asyl nur im Namen dieser armen Belutschen bekommen hast.“

Ihr meint also, wir sind nur deshalb ins Exil geflüchtet, um das ganze Land der Belutschen zu verpfänden und in Europa dick abzusahnen? Wir sind schon glücklich, wenn uns hier nur jemand grüßt. Wie sollten wir die Verdauungsstörungen der armen Belutschen heilen?

Wie gerne möchten wir mal ein Foto auf Facebook posten, was wir aber aus Angst vor den erwartbaren Anfeindungen nicht können. Manchmal stehst du nach dem Duschen vorm Spiegel und denkst, heute ist der Tag für ein Selfie. Die Haut ist ein bisschen heller und das Haar dicker. Dann sehen seine Augenbrauen auch noch so aus, als hätten sie sich ganz alleine in Form gebracht. Das kommt vielleicht einmal im Jahr vor. Aber dir ist klar, dass viele vor Neid platzen, wenn dieser gutaussehende Typ, der sein Spiegelbild bewundert, ein Foto von sich auf Facebook hochlädt. Erst recht diejenigen Freunde, die ohne jeglichen Schutz (oder noch nicht mal mit Strom) zurückgeblieben sind und nicht das gottgegebene Privileg genießen, um die Welt reisen zu können.

Im Regen, auf dem Rasen, vor einem hohen Gebäude: Der perfekte Moment für ein Selfie!

Aber nein. Die Angst vor den Vorwürfen ist mächtiger.

Ich habe hier einen Freund, der nachts Schienenfahrzeuge reinigt, bis mittags schläft und nachmittags kifft. Wenn er high ist, wird er übers Telefon politisch aktiv oder gibt uns eine Liste mit den Übeln des Exils. Sein europäischer Name ist ABC, aber zu Hause wird er Allah Baksh Chorasi, „84“, genannt, weil 1984 sein Geburtsjahr ist. Bei uns heißt er Allah Baksh Glas, weil er sein Haschisch statt in einer Zigarette in zwei übereinandergestapelten Gläsern raucht. Er



sagte einmal: „Ich wäre besser dran gewesen, die Kamele der Scheichs zu hüten, als in Europa zu enden. Wenigstens hätte meine Mama mir ein paar Datteln schicken können. Zur Hölle mit einem Land, wo du nach dem Rauchen noch nicht mal eine süße Dattel essen kannst.“

Ich weiß nicht, wie Haschisch und die belutschische Psyche zusammenhängen, aber ich kann bezeugen, dass es den Belutschen im Golf zehnmal besser geht als uns. Jeden Monat erreichen sie Geschenke: Sandalen von der Frau, gestampfte Datteln erster Güteklasse von der Mutter. Am besten ist, dass sie einmal im Jahr zu ihren Frauen und Kindern reisen können.

Besser noch als die Reise nach Hause ist es, die Vorbereitungen dafür zu treffen. Ich erlebte in den wenigen Jahren, die ich dort verbrachte, mit welchem Stolz die Belutschen am Golf ihren Heimatbesuchen entgegenfiebern. Sie arbeiten das ganze Jahr auf einer Farm und leben nur von der Milch und dem Fisch, den sie vom Landbesitzer bekommen, um ihr Geld für die Ferien zu sparen. Wenn die Zeit für den Urlaub naht, lassen sie sich ein paar echt extravagante Outfits schneiden und kaufen sich Muscat Sandalen mit Absätzen. Die armen Kerle opfern ihre Bedürfnisse und geben das restliche Geld für Parfum und Seife für Verwandte und Freunde aus. Die Frau will im Austausch für die hässlichen Latschen, die sie geschickt hat, ein iPhone X. Mutters zermatschte Datteln waren ungenießbar, aber sie braucht „Tang“ Trinkpulver, Panadol-Tabletten, Axe Brand Univer-

Tempelruinen in Belutschistan.

Bild: public domain

sal-Öl, Wundpflaster, Räucherwerk und ein paar pflanzliche Arzneimittel. Wenn sie das alles nur für sich gebraucht hätte, gut, aber mein Freund in den Golfstaaten verzweifelt bald daran, weil seine Mutter alles in eine Kiste packt, um übers Jahr die Retterin in der Not zu spielen. Der einzige Lebenssinn seiner Mutter besteht darin, dass jeder Bewohner und Besucher der Stadt bei Kopfschmerzen oder einem verdorbenen Magen ihre Hilfe in Anspruch nehmen muss.

Die Leute in unserem Städtchen haben niemals auch nur eine einzige Panadol gekauft. Jeder weiß, dass die Medizin aus Babus Apotheke nicht echt ist; weder senkt sie Fieber noch hilft sie bei Kopfschmerzen. Aber Mullah Patomah ist immer in Besitz von Panadol aus Übersee. Sie verabreicht es nur unter der Bedingung, dass man nachweisen kann, dass man selbst oder ein Familienmitglied hohes Fieber hat. Sie verpulvert ihre ausländische Medizin nicht bei Kopfschmerzen oder einer läppischen Erkältung.

„Mullah, Mama fragt, ob sie eine Panadol bekommen kann?“ Jede Woche ging ich mit dieser Bitte zu Mullah Patomah.

„Wer ist krank?“ Mullah begann mich auszufragen.

„Mutter hat Fieber.“ Das hatte mir meine Mutter aufgetragen zu sagen. Eigentlich hatte sie Kopfschmerzen.

„Sie hat also Fieber? Gestern Nachmittag ist sie dir doch noch hinterhergerannt? Wann hat sie Fieber bekommen?“

„Letzte Nacht haben die Moskitos sie gestochen. Mama hat nicht gemerkt, dass ein großes Loch im Moskitonetz ist. Jetzt geht es ihr elend. Wenn Papa da ist, bringt er sie nach Karatschi.“ Als ich das sagte, schaute mich Mullah besorgt an und ich wusste, dass sie angebissen hatte. „Mama hat gesagt, dass wir euch alles zurückzahlen werden, wenn Onkel Obayd aus Maskat zurückkommt.“ Jetzt improvisierte ich.

„Nicht nötig“, sagte sie, für einen Moment verärgert. „Wenn Mullah Patomah alles zurückbekäme, würde sie jetzt im Geld ertrinken. Aber die Leute in dieser Stadt reißen mir die Pillen aus den Händen. Mal sehen, was ich noch finden kann.“

Mullah verschwand mit ihrer Schachtel in der Ecke und öffnete sie gerade weit genug, um hineinlinsen zu können. Dann langte sie durch den engen Spalt hinein und fischte eine Tablette heraus.

„Hier, nimm, das ist die letzte. Hoffentlich hilft sie.“

Selbst wenn noch hundert Tabletten da gewesen wären, hätte sie behauptet, dass dies die letzte sei. Hätte man eine Stunde später noch Mal nach einer Panadol gefragt, hätte man genau dieselbe Antwort bekommen.

Doch um Missverständnisse aus dem Weg zu räumen: Ich revanchierte mich bei Mullah. Ich verfasste Briefe für sie. Damals hatten wir ja noch keine Telefone oder Handys. Ab der vierten Klasse konnte ich lesen und auch Briefe schreiben. Wenn ein Brief vom Golf eintraf, oder wenn jemand Älteres oder eine Frau einen Brief verschicken wollte, war ich gefragt. Es gab zwar noch andere gebildete Leute in unserer Kleinstadt, aber ich war das einzige Kind, das dazu imstande war. Und da ich noch klein war, verbergte niemand seine Geheimnisse vor mir.

Es gab nur ein Problem: Ich konnte kaum Urdu. In der Schule lehrte man uns nur Begrüßungen und Gebete. „Uns allen geht es gut und wir beten zu Gott, dem Allmächtigen, für euer Wohl.“ Das war der volle Umfang meiner Urdu-Kenntnisse, aber mit etwas Kreativität schrieb ich den Brief doch zu Ende.

Schwierig wurde es lediglich, wenn Mullah von ihren belutschischen Gefühlen überwältigt wurde. „Sag, mein Sohn, mein liebster Rahim, wie ich höre, haben deine Feinde Fieber bekommen. Möge Gott dir Gesundheit schenken. Könnte ich dir nur von meiner Lebenszeit abgeben, mein lieber Rahim, du wärest es mehr als wert.“

Wenn Mullah fertig war, nahm ich das Ende des Füllers aus dem Mund und begann zu schreiben. „Mein lieber Rahim, habe ich gehört, letzte Zeit Gesundheit von deinen Feinden

schlecht. Gott möge dich gesund machen. Mein Leben gehört dir, mein teurer Rahim, ich bin es nicht wert.“

Noch viele Jahre später fragte ich mich, warum der gute Rahim geheilt werden sollte, wenn doch seine Feinde Fieber hatten? Erst durch das Studium klassischer Belutsch-Dichtung wurde mir klar, dass dieser Feind niemand anderes war als der gute Rahim selbst. Mullahs Mund und Herz waren es nicht „würdig“, auszusprechen, dass ihr geliebter Sohn Fieber hatte.

Nachdem sie ihren Sohn begrüßt und nach seinem Wohlbefinden gefragt hatte, begann Mullahs Klage. „Deine Mutter ist nun alt. Wenn ich aufstehe, wird mir schwindelig, und esse ich auch nur eine Kleinigkeit, bekomme ich schon Verdauungsbeschwerden.“

Wenn Mullah pausierte, kannte mein Füller kein Halten mehr. „Deine Mutter ist jetzt alt. Ich stehe auf, die Augen voller Schwarz. Ich esse kleines Stück, mein Bauch explodiert.“

Das war meine erste Übersetzungserfahrung. Schon im zarten Alter begriff ich, wie schwierig es ist, Wörter und Sätze aus einer Sprache in die andere zu übertragen. Deshalb zolle ich bis heute meinen Übersetzerfreunden einen Heidenrespekt (vielleicht mehr als sie verdienen).

Alle meine Brüder in Belutschistan sollen wissen, dass ich nicht in nostalgischen Erinnerungen an Mullah Patomahs Briefe und Panadols schwelgen würde, wenn mein Exil in Europa so toll wäre. Das Exil ist eine Krankheit. Eine Krankheit, die dich Dinge daheim vermissen lässt, von denen du nicht mal träumen kannst: im Sommer mittags unter einem Dach aus Palmblättern zu schlafen und jede Rührung in den verrottenden Palmwedeln zu verfolgen, draußen vor der Tür auf der Pritsche Gespenstergeschichten zu lesen, das Bettlaken mit Wasser zu besprenkeln und sich damit gegen heiße Sommernächte zu wappnen, sich bei Neumond mit der ganzen Familie draußen zu versammeln und gespannt darauf zu harren, wer ihn zuerst sieht, Mutters Ermahnung, nicht zu viel vom Eintopf zu nehmen, von Tante Nazal für die Hilfe beim Buttern mit Süßigkeiten belohnt zu werden, bei Sonnenuntergang Schafe und Ziegen einzufangen und sie anzubinden, nachts nach Füchsen Ausschau zu halten, damit sie die Hühner nicht fressen, Kleider und Geschirr vom Hof auf sammeln und ins Haus rennen, bevor der Sturm losbricht, und der feuchte Geruch nach dem ersten Regen im Jahr.

Sollten wir in unserem europäischen Exil neben solchen nostalgischen Träumereien noch Zeit übrig haben, werden wir uns bei Mr. Trump über Pakistan beschweren.

Als wir erfuhren, dass Trump die Wahl gewonnen hatte, waren unsere Freunde im Exil so berauscht, dass man meinen konnte, der Cousin von Trumps Großvater sei Belutsche gewesen. „Das ist das Ende für Pakistan. Dieser verrückte

Typ wird etwas gegen die Panjabis machen.“ Allah Baksh Glas ging mit zwei Gläsern ins Bad.

„Ja, Trump ist nur deshalb Präsident der USA geworden, um sich dieser Sache anzunehmen. Er wird sich garantiert für die Belutschen rächen“, sagte ich zähneknirschend.

Vor nicht allzu langer Zeit, drei Jahre nach Trumps Wahl, sagte Glas zu mir: „Meinst du, Trump weiß um die Belutschistan-Frage?“

„Müsste er, weil sich die Probleme der Welt nicht lösen lassen, wenn die Belutschistan-Frage nicht geklärt ist.“

Der Freund war mit meiner Antwort nicht zufrieden. Aber damals in Belutschistan hatten uns unsere Anführer mit dem Versprechen in die Belutschische Studentenorganisation gelockt, dass Amerika alle nötigen Vorkehrungen getroffen hätte und die Grenzen für ein unabhängiges Belutschistan schon auf der Karte eingezeichnet seien. Nun wäre es an den Belutschen, den nächsten Schritt zu tun. Wir glaubten, mit Amerika an unserer Seite könnte Pakistan einpacken.

Von all dem, was wir in den kommenden zwei Jahren unternahmen, nahm niemand Notiz. Mal verbrannten wir die Flagge des „Gottesgeschenks“ Pakistan, mal standen wir vor den Armeelagern und verfluchten die Soldaten, aber es krächte kein Hahn nach uns.

Mit Amerika an unserer Seite fühlten wir uns stark. Wir waren uns Amerikas Segen ganz sicher. Auch das letzte bisschen Angst verschwand, weil unsere Anführer recht behielten, wenn sie sagten, dass die Belutschen mutig seien und die Panjabis kleine Schisser. So trieben wir unser Spiel mit einer Hemmungslosigkeit weiter, die selbst Tieren fremd war.

Bis wir die pakistanische Armee, Iqbals Falken, schließlich zu sehr gereizt hatten.

Als die Falken dann zum wütenden Gegenschlag ausholten, wussten die Löwenjungen nicht, wohin sie ausreißen sollten. Während die mutigen in die Berge liefen, flohen die feigen, wie wir, ins Ausland.

Unsere tapferen Anführer schickten jeden Tag Nachrichten: „Sagt den Amerikanern, sie sollen die Falken bändigen.“ Wenn die Amerikaner nichts von unserem Dilemma wussten, hätten uns die Führer nicht über die Karte und den Rest belügen dürfen. Was hatten wir falsch gemacht, dass unsere Anführer, wenn sie ihrer Stärke und Courage so sicher waren, uns verhöhnten, nun, da wir alt und verbraucht waren?

Warum in aller Welt sollte Trump sich für uns interessieren, wenn man uns noch nicht mal nach unserem Einverständnis fragt, wenn wir verheiratet werden.

Vier Jahre sind vergangen und Glas hat es immer noch nicht geschafft, seine Familie nachzuholen. Ich versuche seit zwei Jahren, ohne meine Familie zu überleben. Es hat schon seinen Grund, wenn ich jedes Mal fast anfangen zu weinen, wenn ich ein Kleinkind in der Stadt sehe. Glas rennt zu ihm hin und küsst seine Wangen. Ich habe ihm zig Mal eingeschärft, dass es hier ein Verbrechen ist, den Hund von jemandem anzufassen, geschweige denn sein Kind, aber er will es einfach nicht verstehen. Ich kann nicht schlafen vor Angst, der verdammte Freak könnte noch alle Belutschen in Verruf bringen.

Wobei es nicht allen im Exil so mies geht wie uns. Es gibt auch ein paar Exemplare reicher Belutschen, die denselben Seltenheitswert besitzen wie Mullahs Panadols. Wenn man Glas glauben will, gibt es drei Arten von Exil-Belutschen.

Die erste Art lebt in Amerika, Kanada oder Großbritannien. Diese Länder sind gut dran, sie sind reich und genießen weltweit politischen Einfluss. Daher stehen die Belutschen, die dort leben, in der Hierarchie über denjenigen in der EU. Verglichen mit der Gesellschaftsordnung in der Heimat sind sie die Rinds und Lasharis, die Adligen unter den Exil-Belutschen. Die meisten Parteiführer und Söhne von Stammesfürsten leben in einem dieser drei Länder, weshalb „die Verteilung ihres Erbes noch geregelt werden muss“ und sie nie zu streiten aufhören. Sie versuchen ständig, sich gegenseitig Fallen zu stellen. Ein paar weiße Senatoren kennen sie, und manchmal kann man sie in den hinteren Reihen des Europäischen Parlaments oder bei einer Sitzung der Vereinten Nationen entdecken.

Aber nicht mal diese privilegierten Flüchtlinge haben je die Gelegenheit, Trump zu treffen.

Die zweite Art sind diejenigen, die mit ihren Familien gekommen sind. Sie leben hauptsächlich in den reicheren Ländern der Europäischen Union, wie Deutschland, Frankreich, Schweden, Norwegen und den Niederlanden. Daheim hatten sie nicht mal genug Reis und Chutney zu essen, aber hier leben sie in schönen Häusern und erhalten eine ganz ordentliche Unterstützung vom Staat. Je mehr Kinder, desto höher der Zuschuss. Ihre Kinder besuchen gute Schulen, und wenn man ihnen in der Stadt über den Weg läuft, erzählen sie einem garantiert, wie schnell ihr Kind die fremde Sprache gelernt hat. „Miran, der kleine Racker, kann besser Deutsch als Belutschisch. Wenn er spricht, könnte man denken, seine Mutter sei eine Deutsche.“ Belutschische Flüchtlinge dieser Art haben es so weit gebracht, dass sie im selben Atemzug ihre Frau und Kinder preisen. Nun, warum sollten diese Leute, die froh sind, dass ihre Kinder die eigene Muttersprache verlernen, Trump beim Kragen packen und ihm von all den belutschischen Aktivisten berichten, die verschwunden sind? Alles, was diese Leute noch an belutschischer Identität vorzuweisen haben, ist ein traditionelles Outfit, das an den belutschischen Kulturtagen aus dem Schrank geholt wird.

Sie sind die „Nomaden“ unter den Exil-Belutschen.

Die dritte Art lebt in den ärmeren Ländern Europas, Griechenland und Italien zum Beispiel. Sie kommen zumeist mit Booten und befinden sich in der Hierarchie ganz unten: Ihr Status ist vergleichbar mit denen von Sklaven in Belutschistan. Diese armen Kerle sind gerade noch mit ihrem Leben davongekommen. Sie haben mit sich selbst genug zu tun. Weder sind sie in Europa, noch daheim. Sie freuen sich über jeden Euro, den sie von zu Hause zugeschickt bekommen. Wenn sich ihre Situation nicht bald verbessert, werden sie in ein paar Jahren kollektiven Selbstmord begehen. Wenn Trump höchstpersönlich auftauchte, um ihnen einen Wunsch zu erfüllen, würden sie um ein Paar ordentliche Flipflops bitten.

Wie sollen diese armen Schlucker sich politisch engagieren?

Nun, diese Klassifikation, die Glas hier aufgestellt hat, stimmt und fußt auf wissenschaftlichen Prinzipien, aber auch solide Studien haben ihre Schwächen. Der Leser sollte angesichts dieser Klassifikation nicht davon ausgehen, dass die Belutschen bei der Flucht das soziale Korsett ihrer Heimat abstreifen. Ein einfacher Schmied nimmt auch hier einen niedrigen Platz ein. Selbst, wenn er in Amerika oder Großbritannien lebt, steht er gesellschaftlich nicht höher als die unglücklichen Flüchtlinge in Italien oder Griechenland. Diese Leute nehmen an Kundgebungen und Treffen

teil, damit sie zu Hause behaupten können: „Der Kamerad hat sich mit Stammesführern zusammengetan.“

Glas und ich haben einen belutschischen Nachbarn, der kommt aus dem iranischen Teil von Belutschis... oh, verdammt! Der Herr möge mir vergeben! Aus West-Belutschistan. Es gibt viele Leute aus West-Belutschistan in Schweden und die meisten von ihnen sind unter Reza Shah Pahlavi nach Europa geflohen. Unser Nachbar heißt Mohammad Ali Irannezhad. Herr Irannezhad ist Europäer durch und durch: Sein Mantel und seine Hose, seine Tellermütze, seine täglichen Routinen, wie, dass er nachmittags mit dem Hund Gassi geht. All das ist europäisch, aber Herrn Irannezhads Verhalten ist das eines belutschischen Stammesfürsten.

Herr Irannezhad kam 1980 nach Schweden, ein Jahr nachdem ich auf die Welt gekommen war. Das Vergehen, das er sich in der Heimat hatte zuschulden kommen lassen, war, dass er Mohammad Reza Shah Pahlavi aus dem Land vertrieben und Chomeini zum neuen Herrscher gemacht hatte. Sobald Chomeini an die Macht gekommen war, begann er, seine Unterstützer aus dem Weg zu räumen. Herr Irannezhad kam gerade noch mal mit dem Leben davon und gelangte nach Schweden. Seit diesem Tag hat er sein geliebtes Mutterland nie mehr wiedergesehen.

In der Heimat war er der Neffe des Stammesführers von Baho, was man ihm noch heute anmerkt. Es ist nicht so, dass er ständig darüber spräche. Er ist ein gebildeter Mann, außerdem Dichter, demzufolge die Schmiede und Musiker aus den unteren Schichten die belutschische Kultur wahr-

Die Küste Belutschistans.

Bild: Beluchistan, flickr (CC BY-SA 2.0)



haft pflegten, die Musik, Helden-, Lob- und Wiegenlieder, Waffenkunst, Stickerei und Metallarbeiten. Doch er lässt es sich nicht nehmen, hie und da ein paar Wörter in die Unterhaltung einzustreuen, die ihn als Sohn eines Stammesfürsten auswiesen. Statt zum Beispiel zu sagen, „das ist eine gute Sache“, pflegt er es immer so auszudrücken: „Das ist eine edle Sache.“ Erzählte er, dass er als Kind ein richtiger Rabauke gewesen war, hieß es: „Weißt du, wie es in meiner Kindheit war, mein Freund? Als ich klein war, hatte ich meinen eigenen Sklaven.“

Später im Gespräch wurde er noch deutlicher: „Bei uns auf der Burg besaß jeder Mann von Stand einen eigens für ihn ausgewählten Sklaven. Wenn er älter war, einen älteren, wenn er ein Könd war, hatte er einen Köndersklaven.“

Ja wirklich, in West-Belutschistan wird Kind wie Könd ausgesprochen, und statt König sagen sie Kienig.

Nun, Herr Irannezhad erzählte gerne seine Geschichte. „Mein Sklave muss zwei, drei Jahre älter als ich gewesen sein. Stellt euch vor, wie ungezogen ich war! Ich befahl dieser folgsamen Kreatur jeden Tag, sich auf den Boden zu legen, damit ich auf ihr herumspringen konnte.“

Herr Irannezhad erzählte diese herzerreißende Geschichte nur, um zu zeigen, was für ein frecher Bengel er war.

Allah Baksh Glas und Mohammad Ali Irannezhad kriegten sich ständig in die Haare. Genau wie bei den elitären Exilanten, deren Verteilung des Erbes noch nicht geregelt ist, lässt sich kein Schlussstrich unter ihren Streit ziehen.

Manchmal essen wir zusammen, dann bringt Herr Irannezhad sein vegetarisches Essen mit. Wie die europäischen Weißhäuter speist er mit Messer und Gabel. Bei Glas stecken immer alle fünf Finger im Essen, bevor er sich damit eine stattliche Portion in den Mund schiebt.

Damit kann Herr Irannezhad leben.

Nach dem Essen jedoch geht Herr Irannezhad ins Bad, um sich die Hände zu waschen, während Glas sich so geräuschvoll räuspert, als ob er sich gleich übergeben würde, und seine Hände im Waschbecken in der Küche wäscht. Das überschreitet Herrn Irannezhads Toleranzgrenze. Immer tadelt er Glas dafür: „Meine Güte, du wirst älter und lernst nichts dazu. Seit vier Jahren lebst du schon in diesem Land, aber benimmst dich wie ein unzivilisierter Belutsche. Kannst du deine Hände nicht im Bad waschen? Du benutzt das Waschbecken in der Küche, um Gemüse und Essen zu waschen, und dann steckst du deine dreckigen Hände da rein?“

Als er seinem Ärger Luft gemacht hatte, merkte er, dass Glas geknickt war. Da schlug Herr Irannezhad einen versöhn-

licheren Ton an. „Du bist wie ein Sohn für mich, deshalb gebe ich dir einen guten Rat. In einem zivilisierten Land wie dem hier kannst du dich nicht wie ein belutschischer Tölpel benehmen. In Europa sei ein Europäer!“

In Anbetracht dessen, dass Herr Irannezhad um einiges älter war, hatte er sich nicht weiter über derlei Maßregelungen aufgeregt, aber an diesem Tag reichte es dem verfluchten Glas. Er fiel Herrn Irannezhad ins Wort: „Was ich tue, ist meine Sache. Gucken Sie sich mal Ihren lumpigen Mantel an. Schöner Experte!“

Herr Irannezhad erstarrte, als hätte jemand den Namen Chomeinis in den Mund genommen. Er stand auf, setzte sich seine Mütze auf und verließ, zitternd vor Zorn, das Zimmer. Wir waren verblüfft. Was Glas gesagt hatte, war doch halb so schlimm gewesen. Hätten wir nur mal gewusst, dass man in Iran Schwule als „Experten“ bezeichnet...

Glas und ich hatten unsere liebe Mühe, Herrn Irannezhad wieder versöhnlich zu stimmen. Als er schließlich einsah, dass unsere unterschiedlichen Dialekte zu einem Missverständnis geführt hatten, lächelte er und sagte: „Na, das ist ja wirklich seltsamlich.“

In Wirklichkeit existiert das Wörtchen „seltsamlich“ in der belutschischen Sprache gar nicht. Ebenso wenig in einem Dialekt in West- und Ost-Belutschistan. Es war Herrn Irannezhads eigene Schöpfung. Trotzdem ist er nach vierzig Jahren im Exil der festen Überzeugung, dass ein Wort wie dieses zum Grundwortschatz des Belutschischen gehört.

Hab ich's nicht gesagt? Das Exil ist eine Krankheit!

---

### Zum Autor



Sajiid Hussain war als Autor, Texteditor, Übersetzer und im Belutschi-Sprachprojekt an der Universität in Uppsala tätig. Er starb im April 2020 in Schweden. Zur ausführlichen Würdigung siehe Heft 3-2020.

---

### Texthinweis

Aus dem Englischen übersetzt von Reinhold Schein. Die Kurzgeschichte Facing exile, facing taunts hatte Carina Jahani (Uppsala) ins Englische übersetzt.

---

### Endnote

<sup>1</sup> Mithun Chakraborty ist ein indischer Filmschauspieler und Tänzer. Er spielte in mehr als 250 Bollywood-Filmen – Anm. d. Red.